

reits zu einer „Beschäftigung mit dem Thema Holocaust, sondern eher zur Beschäftigung mit sich selbst oder zu religiösen Grübeleien in einer ausufernden erkenntnistheoretischen Rhetorik“ geführt haben (S. 248), läßt rasch den kritischen Ton seiner „gedächtnistheoretischen Problemgeschichte“ hervortreten. Dieser verschärft sich im Gang der Untersuchung eher noch weiter, wenn B. den Protagonisten der frühen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema (Hans Buchheim, Helmut Heiber und vor allem Martin Broszat) vorwirft, daß sie in ihrer auf „Wissenschaftlichkeit“ pochenden, damit vermeintlich sachlich und nüchtern angelegten Zeitgeschichtsschreibung einer wahren Auseinandersetzung mit dem Thema im Grunde – und zwar infolge der eigenen generationenbiographischen Betroffenheit – noch immer aus dem Wege gegangen seien. So hätten sie die Opferperspektive ausgeblendet, den Zeugnissen und Versionen der Täter weitaus größere Aufmerksamkeit als den Erlebnisberichten der Opfer geschenkt und alternative Deutungsentwürfe jüdischer Historiker (wie B. am Beispiel des deutsch-jüdischen Historikers Joseph Wulff und dessen Auseinandersetzung mit Broszat und dem Münchener Institut für Zeitgeschichte eindringlich vor Augen führt) marginalisiert, ja ausgegrenzt. Noch in der Herangehensweise der später von Hans Mommsen angeführten Strukturalisten will B. eine „prekäre Verlängerung täterzentrierter Erklärungsmuster“ sehen (S. 576). So konstatiert er auch für die jüngere westdeutsche NS- und Holocaust-Forschung noch ein erhebliches Defizit, das aus einer unreflektierten Nähe zu den Tätern und Mitläufern des NS resultiere.

Daß der Vf. mit dieser Zuspitzung über sein Erkenntnisziel hinausgeschossen ist und diese These weder empirisch noch argumentativ wirklich belegt hat, ist von der Kritik inzwischen vielfach dargelegt worden. Was aus der Perspektive des Ostmitteleuropahistorikers zusätzlich verwundert, ist der Umstand, daß diejenigen Historiker, die sich in besonderer Weise für den Schauplatz des Holocaust und seine politischen, sozialen und mentalen Besonderheiten zuständig fühlten, bei B. überhaupt nicht vorkommen; auch die diskutierten Rothfels und Wittram werden nicht als Historiker des östlichen Mitteleuropa, d.h. des geographischen Ortes des Holocausts, wahrgenommen. Dabei hätte der Autor angesichts der eklatanten Ignorierung des Holocausts durch die bundesdeutsche Ostforschung bzw. Ostmitteleuropahistorie (ein so prominenter Ostforscher wie Hermann Aubin wußte noch 1965 nicht, daß Majdanek nicht bei Łódź, sondern bei Lublin liegt) und ihrer langen ausschließlichen Fixierung auf das Schicksal der deutschen Vertriebenen zweifellos weiteres interessantes, seine These empirisch eher bekräftigendes Material zu Tage fördern können. Gar nicht verständlich bleibt, warum er auf ein die Ergebnisse seiner detaillierten, sprachlich mitunter etwas schwerfälligen Untersuchung resümierendes Schlußkapitel und vor allem auf ein Register verzichtet hat.

Marburg/Lahn

Eduard Mühle

Ulrike Frede: „Unvergessene Heimat“ Schlesien. Eine exemplarische Untersuchung des ostdeutschen Heimatbuches als Medium und Quelle spezifischer Erinnerungskultur. (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde, Bd. 88.) Verlag N.G. Elwert, Marburg 2004. XI, 395 S., s/w Abb., graph. Darst., Kte. (€ 26.–.)

In ihrer am Seminar für Volkskunde der Universität Münster vorgelegten Dissertation beschäftigt sich Ulrike Frede mit einem Thema, das bisher weitgehend unbeachtet geblieben ist und doch ein höchst interessantes Forschungsfeld darstellt: die Heimatbücher deutscher Vertriebenen.¹

¹ Siehe zum Thema auch JUTTA FAEHNDRIK: *Erinnerungskultur und Umgang mit Vertreibung in Heimatbüchern deutschsprachiger Vertriebenen*, in: ZfO 52 (2003), S. 191–229.

Methodisch verfolgt die Arbeit vielversprechende Ansätze. Die zugrundegelegten 164 Werke werden sowohl quantitativ als auch qualitativ ausgewertet, zudem hat die Autorin die spärlichen Informationen über Autoren und Mitarbeiter der Publikationen so weit wie möglich vervollständigt. Auf diese Weise gelingt eine aufschlußreiche Biographik, die beispielsweise die klare Generationszugehörigkeit der Autoren belegt: Die Hälfte gehört den Geburtsjahrgängen 1910 bis 1933 an, erlebte also die Vertreibung als Erwachsene, ein weiteres Drittel war bei Kriegsende sogar schon zwischen 35 und 65 Jahre alt, nur 2% der Autoren sind nach 1940 geboren (S. 65). Drei Viertel waren bei Veröffentlichung der Werke älter als 60 Jahre. Hier wird sichtbar, daß der „Blick zurück“, die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte überwiegend dem späteren Lebensalter eigen ist und daß bereits die zweite Generation kaum Interesse an einer Beschäftigung mit der Heimat ihrer Eltern und Großeltern zeigt. Ebenso deutlich wird der Wandel in den Einstellungen und Äußerungen. Die Ostverträge der Regierung Brandt hatten hier eine ungeahnte Wirkung: Indem sie die Möglichkeit zu Reisen in die alte Heimat eröffneten, beförderten sie den Abbau von Klischees und schufen die Grundlage zum deutsch-polnischen Dialog. Nach 1990 führten diese Wiederbegegnungsreisen auch zum Dialog der Generationen innerhalb der eigenen Familie.

Die Vf.in erklärt explizit, sich jeglicher Bewertung der Publikationen enthalten zu wollen, der Leser solle „das Aussagepotential und die Hintergründe [der Werke] selbst [...] erahnen“ (S. 29). Das Ergebnis ist eine streckenweise ermüdende Wiedergabe von Inhalten, die Kennern der Vertriebenen-Publizistik hinlänglich bekannt sein dürften. Statt hieran zu zeigen, wie stark beispielsweise die Vertriebenen-Publikationen bis hin zu privaten Erinnerungen von den politischen Diskursen des Kalten Krieges beeinflusst waren, und damit ihre Historizität aufzuweisen, gerät die Quellennähe im Extremfall zur unkritischen Übernahme. Begriffe wie „Besetzung der Resttschechei“ (S. 255) oder die Rede von einer vermeintlich „niedrigen Kultur“ slawischer Bewohner der von den Deutschen zu kolonisierenden Ostgebiete (S. 357) sollten in wissenschaftlichen Publikationen nicht ohne kritische historische Einordnung und vor allem nicht ohne Zitatkennzeichnung gebraucht werden. Hier wären größeres historisches Hintergrundwissen und mehr Quellendistanz hilfreich gewesen.

Durch den Verzicht auf eine Hinterfragung der Inhalte gehen viele Chancen verloren, aus den Werken Rückschlüsse zur Sichtweise der Vertriebenen auf die Erfahrung der Vertreibung zu ziehen. Die Idyllisierung der verlorenen Heimat, die in den Werken propagierte Agrarromantik wird nicht als Symptom der Verlusterfahrung erfaßt (S. 349 f.). Ebenso wird zwar die heimatkundliche Literatur der Zwischenkriegszeit als Vorbild einbezogen, die enge Anbindung der Heimatbücher an die Tradition der Heimatkunde bleibt jedoch unkenntlich. So wird die Metapher von Heimat als „Wurzelboden“ des Daseins als Ausdruck individueller Heimatverbundenheit verstanden (S. 228 f.), nicht aber als Zitat aus dem vor 1945 einflußreichsten Text zum Thema „Heimat“ identifiziert – Eduard Sprangers „Bildungswert der Heimatkunde“². Statt dessen führt die Autorin die Virulenz des Heimatgedankens in der Zwischenkriegszeit allein auf die Auswirkungen des Versailler Vertrags zurück (S. 33) und erklärt rhetorische Elemente, die schon den Diskursen der Zwischenkriegszeit entstammen, als Reaktion auf „polnische Propaganda“ der Zeit nach 1945 (S. 338).

Bleibt die Frage, was die eigentliche Zielsetzung der Studie ist. Nach Aussage der Vf.in soll anhand der Werke ein „spezifisches Bewußtsein“ der Vertriebenen (S. 227) herausgearbeitet werden, der Titel spricht von „Erinnerungskultur“. Was aber exakt unter diesen Begriffen verstanden wird, bleibt diffus. Die theoretische Literatur zu Erinnerung und

² EDUARD SPRANGER: Der Bildungswert der Heimatkunde [zuerst 1923], in: DERS.: Philosophische Pädagogik, hrsg. von OTTO FRIEDRICH BOLLNOW und GOTTFRIED BRÄUER, Heidelberg 1973, S. 294-319.

Gedächtnis (Maurice Halbwachs, Jan und Aleida Assmann, Pierre Nora) wird gelegentlich angeführt, dient aber nicht eigentlich zur theoretischen Fundierung der Arbeit. Müßte im Zentrum einer solchen Studie eigentlich die Frage „Was ist ein Heimatbuch?“ stehen, so ist das Fehlen eben dieser Fragestellung ihr grundsätzliches Manko. Die Vf.in verweist zwar auf die zum Thema bis heute maßgebliche Publikation³, um dann jedoch deren präzise Definition der Schriftenklasse beiseite zu lassen und sich für einen „offenen Quellenrahmen“ (S. 3) zu entscheiden. Ihre eigene Definition des Heimatbuchs bleibt unscharf (S. 60). Grundlage ihrer Studie sind sämtliche Werke, die ein bestimmtes Untersuchungsgebiet – die Grafschaft Glatz, die ehemaligen Kreise Frankenstein und Waldenburg – behandeln und deren Autoren zu diesen historischen Räumen „eine enge Beziehung“ haben. Unter dem Stichwort „Heimatbuch“ werden so Loseblattsammlungen aus Familienbesitz, die in den Bestand eines Heimatarchivs gelangten, Bildbände, Dokumentensammlungen, Pfarrchroniken, persönliche Erinnerungsschriften, von Heimatortgemeinschaften gestaltete und so betitelte „Heimatbücher“, aber auch ein wissenschaftlicher Ausstellungskatalog des Landesmuseums Schlesien⁴ subsumiert. Ob man all diese Werke überhaupt als „heimatliches Schrifttum“ verstehen kann, ist beispielsweise im letzten Fall fragwürdig; sie sämtlich als „Heimatbücher“ zu definieren, erscheint höchst problematisch.

So steht am Ende der Studie die Erkenntnis, daß die zugrundegelegten Werke extrem heterogen, die Autoren, die Entstehungsbedingungen und die Inhalte nur schwer miteinander vergleichbar seien – die Werke seien eben so vielfältig wie die Vertriebenen selbst. Angesichts dieses Fazits wird schließlich Wolfgang Kesslers These der Heimatbücher als „kollektive Gedächtnisleistungen der Erlebnissgeneration“ in Frage gestellt (S. 367). Den Zugang zu diesem kollektiven Gedächtnis, zur Erkenntnis dessen, was ein Heimatbuch ist und was es für die Erinnerungsarbeit der Vertriebenen bedeutet, hat sich die Studie durch die unscharfe Definition ihres Betrachtungsgegenstandes leider selbst verbaut. Sie mag zwar interessante Einblicke in die Literatur über historische Landschaften Schlesiens bieten, aber nur wenig Erkenntnisse über Heimatbücher von Vertriebenen.

Leipzig

Jutta Faehndrich

³ WOLFGANG KESSLER: Ost- und südostdeutsche Heimatbücher und Ortsmonographien nach 1945. Eine Bibliographie zur historischen Landeskunde der Vertreibungsgebiete, München – New York 1979.

⁴ 900 Jahre Kamenz – Kamieniec Ząbkowicki. Spuren deutscher und polnischer Geschichte. 900 lat Kamieńca Ząbkowickiego – Kamenz. Ślady niemieckiej i polskiej historii, hrsg. vom Landesmuseum Schlesien e.V., Görlitz 1996.

* Diese Rezension erschien auch in: sehepunkte (www.sehepunkte.de).

Staatsarchiv Stettin. Wegweiser durch die Bestände bis zum Jahr 1945. Bearb. von Radosław Gaziński, Paweł Gut und Maciej Szukała. Aus dem Polnischen übersetzt von Peter Oliver Loew. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 24.) R. Oldenbourg Verlag. München 2004. 671 S., farb. Abb. (€ 69,80.)

Der Band ist die deutsche Übersetzung der 2002 unter dem Titel „Przewodnik po zasobie archiwalnym. Akta do 1945 roku. Archiwum Państwowe w Szczecinie“ veröffentlichten Bestandsübersicht des Staatsarchivs Stettin bis zum Stichjahr 1945. Das herausgebende Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa mit Sitz in Oldenburg setzt damit die Veröffentlichung von Bestandsübersichten zu den ehemaligen preußischen Staatsarchiven in Polen fort. Bereits erschienen sind solche Übersichten zu den Staatsarchiven Danzig und Breslau. Für Stettin, das ehemalige Staatsarchiv